

Vergessene Gedichte Conrad Ferdinand Meyers

Autor(en): **Moser, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 24

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vergessene Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.

Von Heinrich Moser, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Alles hat seine Genesis, auch die künstlerische Individualität. Das pflegen Dichter, auf der Höhe ihrer Entwicklung und ihres Ruhmes angelangt, freilich gerne zu vergessen. Mit dem Maßstab ihrer Reife messend, sehen sie mit Geringschätzung auf die ersten Kinder ihrer Muse herab oder verleugnen sie auch wohl gar. Nur selten kehren sie liebevoll zu ihnen zurück und suchen sie durch Vereblung den Werken ihrer reiferen Kraft zu nähern.

Conrad Ferdinand Meyer, auch hierin ein Seltener, zählt zu diesen. Wir haben jüngst an diesem Orte dargestellt, wie er früheren Liebern durch neue Fassung Geschlossenheit und Rundung zu geben und verborgenen Lichtglanz aus ihnen hervorzulocken wußte. Erst noch mattgeschliffene Diamanten, gehören sie nunmehr zu den köstlichsten Kleinodien des goldenen Schreines seiner Kunst. Es sind nur ganz wenige Strophen, die er einer nachträglichen Eintiefung nicht würdig hielt und ihnen die Aufnahme in seine „Gedichte“ versagte. Auf die Entwicklung seines Dichtergenies werfen sie aber doch einiges Licht, und so mögen sie denn an dieser Stelle einen Platz finden.

Das eine, ein Frühlingslied, ist schon deswegen interessant, weil es in denkbar kleinstem Rahmen zwei für Meyer so durchaus charakteristische Eigenschaften hervortreten läßt: seinen Zug zum Symbolischen und die Lust am Parallelismus. Dieser ist hier gar zwiefacher Natur. Er geht auf die Durchführung des Gedankens, berührt aber auch im Klang, den Wortfügungen und Satzaccenten die Form. Damit klingt aus den beiden Strophen doch eine persönliche Note, wenn es dem Dichter auch nicht gelang, in ihnen dem uralten, in so tausendfachen Variationen abgesungenen Thema vom Frühling ebenso glücklich originelle Töne abzugewinnen, wie in „Lenz Wanderer Mörder Triumphator.“ Das zweite Lied, wozu der Dichter wiederum das Motiv aus der Natur holte, verrät wenigstens in den Schluszzeilen der dritten und letzten Strophe den später so tiefgründenden Seelenkundiger.

Jenes erschien im Jahre 1880, dieses stammt aus weit früherer Zeit; wir finden es schon im Jahre 1866 gedruckt, es ist also offenbar entstanden bald nach Herausgabe seiner „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“ (1864 erschienen und mit den „Romanzen und Balladen“ von 1870 heute noch vom Verleger Haessel in Leipzig erhältlich).

I. Frühlingspruch.

Note Knospen will ich lieblich heißen;
Schöner brennen doch die weißen
Purpurrot,
Von des Jahres erstem Bliz umloht.

Note Wangen will ich gelten lassen;
Schöner brennen doch die blassen
Blutbedeckt,
Durch das erste Liebeswort erschreckt.

II. Der erste Schnee.

Da seid ihr, erste Flocken Schnee,
Und tummelt euch so trüb und reg,
Verhüllt mir Ferne, Berg und See,
Der Blicke süßes Lustgeheg,

Verstoßt mich aus des Himmels Glanz,
Vertreibt mich aus der Waldeslust,
Verschüttet und begrabt mich ganz
An meiner Mutter Erde Brust.

Doch die ihr in das Linnen legt,
Die ihr bestattet, ist nicht tot,
Die Erde, die das Feuer hegt,
Das heimlich ihr im Busen loht.

Wohlan, beschattet und verschneit
Mir nur das schauernde Gemüt,
Dem Leben thut ihr nichts zu leid,
Das wallend in der Tiefe glüht.

Das erste der beiden Lieder unterzeichnete der Dichter mit „Ferdinand Meyer“, das zweite trägt den nachher endgültigen Schriftstellernamen „Conrad Ferdinand Meyer“.

Die beiden berühmten Zeitgenossen Meyers, Gottfried Keller und Theodor Fontane, variirten dasselbe Thema vom ersten Schnee; wir stellen vergleichsweise ihre Lieder nebenher.

Erster Schnee.

Gottfr. Keller
(Ged. 83, Seite 81).

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die warme Ruhestatt,
So auch unser Thun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Keiner weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlings-
wende,

Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Dräuernd aus dem Grabe streckt.

Der erste Schnee.

Theod. Fontane
(Ged. IV. Aufl. 92, Seite 15).

Herbstsonnenschein. Des Winters
Näh'
Verrät ein Flockenpaar;
Es gleicht das erste Flöckchen
Schnee
Dem ersten weißen Haar.

Noch wird — wie wohl von
lieber Hand
Der erste Schnee dem Haupt —
So auch der erste Schnee dem Land
Vom Sonnenstrahl geraubt.

Doch habet acht! Mit einem Mal
Ist Haupt und Erde weiß,
Und Liebeshand und Sonnen-
strahl
Sich nicht zu helfen weiß.

So schlicht die Lieder sind, verraten sie doch mehr oder weniger die Eigenart ihrer Autoren.

III. Der Glocken Rede.

Von des Berges hohem Rande
Lauscht' ich in die Schweizerlande,
Da, des Jahres Flucht zu künden,
Sich der Glocken Sturm erwang.
Ueber Höhen, über Gründen,
Ueber stillen Dörfern zogen,
Sich beegnend, mächtig'ge Wogen,
Und die Nacht ward lauter Klang.

Die katholischen Kapellen
Priesen mit den kinderhellen
Stimmen jubelnd Palm' und Krone
Nach vollbrachter Pilgerzeit.

Zwinglis Münster sprach mit Dröhnen,
Mit den markig tiefen Tönen
Von der Arbeit ohne Lohne,
Von des Glaubens Tapferkeit.

Aber nicht zu Streit und Fehde
Mühte sich der Glocken Rede,
Ungekränkt gesellet jede
Sich der hehren Tonesmacht,
Bis sich einte die Gemeine
Bei der Himmelslichter Scheine
Und aus allen Erzen eine
Rede brauste durch die Nacht:

Einst im Kampfe der Gewissen
Ward das Vaterland zerrissen —
Nun ein neues Band geschaffen,
Kann der Hader nicht bestehn!
Eins in Recht und eins in Waffen,
Wollen auf denselben Stätten
Wir zusammen knien und beten
Und zu einem Helfer seh'n.

Was die Herzen trennt, ist Lüge,
Wahrheit trägt so schlichte Züge!
Liebe läßt sich nicht verkennen,
Uner schöpftlich früh und spät!
Gw'ger Hört, wer kann Dich nennen?
Keiner darf sich's unterwinden —
Selig sind, die Dich empfinden
Durch die herzenswarme That.

C. F. Meyer.

Das Gedicht findet sich abgedruckt in „Das Schweizerhaus“, ein vaterländisches Taschenbuch, Bern, Jent & Reinert, V. Jahrgang 1876, Seite 1 f. Zusammengestellt mit dem Liede „Neujahrsglocken“ und dem noch spätern, aus jenem derivierten „Neujahrsgeläute“, (Siehe: „Die Schweiz“, 1899, Heft 17, Seite 377), ergibt es sich, daß „Der Glocken Rede“ Anklänge an jene beiden Gedichte enthält; wir hätten also hier eine Vorstufe zu dem dort dargelegten Wandlungsprozeß.

Traumgeschick.

An der blühenden Bergeshalde,
In der alten Eiche Schatten
Liegt ein Knabe, schlafumfangen,
Sieht im Traum ein sonnig Schicksal:
Zieht hinaus zur hohen Schule,
Schläger klingen, Freunde singen,
Und die funkelnden Pokale
Schäumen bei dem Freudenmahle,
Und ein schönes Mädchen krönt ihn
Mit dem Kranz von Liebesrosen,
Und sie duften ihm im Traume,
Und er lallt ein Lied im Schlummer.
Dann ein Dunkel. Ein Versagen
Und ein Kämpfen um die Liebste,
Und ein endliches Erringen.

Und sie reicht im Hochzeitsreigen
Ihre weiße Hand als Weib ihm;
Fackeln flirren durch die Säle,
Festlich laut die Pauken wirbeln,
Höher pocht sein Herz im Traume —
Da durchzuckt ein jäher Schlag ihn
Und er öffnet weit die Augen,
Ob er träume oder wache,
Starrt hinaus ins ewige Dunkel.
Aufgestiegen war ein Wetter,
Donnerte ob seinem Haupte,
Aus dem Schoß der Schicksalswolke
Fuhr ein Blitz am Eichenstamme
Nieder auf den jungen Schläfer
Und zerstörte Traum und Leben.

Arnold Ott, Luzern.

⇒ Der Jäger. ⇐

Es zog ein Knab' zu Forste,
Zog fröhlich auf die Pirsch;
Hell klang das Horn im Horste,
Husch: flohen Reh und Hirsch.

Da sah in kühlem Grunde
Er Försters Töchterlein;
Es ließ der Knab' zur Stunde
Das tolle Jagen sein.

Und nimmermehr erscheute
Der Jäger all das Wild —
Ein anderer Knab' zog heute,
Zu pirschen, ins Gefild.

Amor saß im Geäste,
Und lächelnd schoß er, ei!
Zu einem frohen Feste
Der Herzen heute zwei!

Walter Traugott, Bern.